

Trennende Weltbilder? Über Sprach- und Wertebarrrieren in der Katholischen Kirche

von Patrick Becker

„Die Werte und Worte des Katholizismus sind für die westliche Kultur kaum mehr verständlich,“¹ behauptet der Chefredakteur der französischen katholischen Tageszeitung La Croix, Michel Kubler. In noch drastischeren Worten lässt sich eine Diskrepanz kaum ausdrücken.

In der Tat wurde im Vatikan in den letzten Jahren eine Reihe von Entscheidungen getroffen, die in der westlichen Gesellschaft weitgehend auf Unverständnis stießen. Darunter fällt das Umwerben der Piusbruderschaft, die sich mit modernen Werten des Zweiten Vatikanischen Konzils wie der Religionsfreiheit schwer tut. Kommentatoren der Afrikareise des Papstes im März 2009 nahmen mit Entsetzen wahr, dass sich Papst Benedikt XVI. deutlich gegen Kondome gestellt, aber ihrer Meinung nach zu wenig zu Demokratiedefiziten vor Ort geäußert hat. Unverständlich ist weiten Teilen der Gesellschaft, dass vom Vatikan in Linz ein Weihbischof ernannt wird, der gegenüber der Tageszeitung Kurier offen zugibt, dass die „Meinung der Welt“ und seine eigene „halt crashen“ würden.²

Generell scheint vor Bischofsernennungen eine Spannung in der Luft zu liegen, ob es ein reaktionärer oder doch ein liberaler Bischof wird. Damit wird ein Graben offensichtlich, der gerne mit den aus der Politik entlehnten Adjektiven „rechts“ und „links“ versehen wird. Dieser Graben verläuft jedoch nicht – wie im Eingangszitat behauptet – zwischen dem Katholizismus und der westlichen Kultur, sondern innerhalb der Katholischen Kirche selbst. Es kann auch gar nicht anders sein, da in vielen westlichen Ländern die Kultur vom Katholizismus kaum zu trennen

1 Zitiert nach: Publik Forum 6/2009, 55, dort ohne Quellenangabe; von Kubler auf direkte Anfrage bestätigt.

2 Zitiert nach: <http://www.tagesschau.de/ausland/linzerbischof102.html>, Zugriff am 09. Mai 2009.

ist. Zumindest nach der öffentlichen Wahrnehmung gibt es demnach in der Katholischen Kirche zahlenmäßig eher kleine „rechte“ Kreise, die jedoch überproportional in der Leitung verankert sind. Das breite Kirchenvolk im Westen ist dementsprechend eher auf der „linken“ Seite des Grabens zu suchen.

1. Weltbilder in der Sinus-Milieustudie

Wenn von Gräben die Rede ist, von gegenseitigem Unverständnis und von Entsetzen, dann könnte das bedeuten, dass eine Diskrepanz im allem Denken zugrundeliegenden *Weltbild* vorliegt. Diese Vermutung wird soziologisch von der 2005 publizierte Sinus-Studie zur kirchlichen Situation gestützt,³ deren Ergebnisse in den Beitrag von Hans Hobelsberger in diesem Band eingegangen sind. Das Sinus-Institut, das diese Studie im Auftrag der deutschen Bischöfe durchgeführt hat, hat nach inzwischen über 25 Jahren soziologischer Arbeit ein Modell entwickelt, nach dem die deutsche Gesellschaft zurzeit in insgesamt zehn verschiedene Milieus unterteilt wird. Diese Milieuaufteilung ist in einem gewissen Maße willkürlich, hat sich aber pragmatisch (wiederum: zurzeit) bewährt. Die Milieus tragen sprechende Namen, so existiert das der bürgerlichen Mitte, das der Hedonisten oder das der Postmateriellen. Entscheidend ist, dass jedes Milieu ein eigenes Wertesystem auszeichnet. Postmaterielle legen im Unterschied zu den Hedonisten weniger Wert auf materielle Güter, Fernsehshows und Computerspiele, im Unterschied zur bürgerlichen Mitte ist bei ihnen das Anpassungsbedürfnis kleiner und der Wert der Selbsterfüllung höher. So ließen sich zwischen allen Milieus Unterschiede in den Wertigkeiten ausmachen. Deshalb haben die Milieus oftmals wenig Kontakt miteinander, und manchmal verstehen sich ihre Vertreter nicht einmal. Dies trifft an drei Trennlinien besonders zu, wie Abbildung 1 verdeutlicht. Eine davon zeigt eine tiefe Kluft zwischen Vertretern der traditio-

- 3 Sinus Sociovision (Hg.): Milieuhandbuch „Religiöse und kirchliche Orientierungen in den Sinus-Milieus 2005“, Heidelberg 2005. Die Studie war innerkirchlich anfangs umstritten, wie im Themenheft „Kirche in (aus) Milieus“ der Lebendigen Seelsorge 4/2006 dokumentiert ist. Dort wie etwa auch in Michael N. Ebertz/Hans-Georg Hunstig (Hg.): *Hinaus ins Weite. Gehversuche einer milieusensiblen Kirche*, Würzburg 2008 werden die Ergebnisse jedoch auch positiv verarbeitet.

Abbildung 1:
Semantische Bruchstellen (dicke Balken) unterteilen die zehn
Sinus-Milieus in vier Bereiche (Quelle: Sinus Sociovision)

nell-konservativen und den anderen Milieus. Hier liegt ein schwer überwindbarer Graben vor.

Aus der Grafik wird bereits anfanghaft ersichtlich, zu welchen Milieus die Katholische Kirche Zugang besitzt. Beobachtungen des Freiburger Religionssoziologen Michael Ebertz bestätigen, dass der größere Teil des aktuellen Priesternachwuchses und ein beträchtlicher Teil der Kirchgänger aus den konservativ-traditionellen Milieus stammen.⁴ Die größere Zahl der Kirchenmitglieder, darunter auch viele Engagierte, gehört den anderen Milieus an, so finden sich etwa bei der älteren Priestergeneration und vielen nichtpriesterlichen Kirchenmitarbeiterinnen und -mitarbeitern Vertreter aus dem Milieu der Postmateriellen.

In der Tat zeigt sich nicht selten eine deutliche Diskrepanz zwischen der Konzilspriestergeneration (die heute vielleicht 60-jährigen Priester) und der nachwachsenden Priestergeneration, zwischen Kirchenleitung und Kirchenvolk, zwischen Kirchgängern und den Engagierten, die nicht im Sonntagsgottesdienst zu

4 Vgl. etwa Michael N. Ebertz: Anschlüsse gesucht, in: Herder Korrespondenz 60 (2006), 173–177.

finden sind, sodass diese soziologischen Daten nachvollziehbar sind. Meine Eingangsbeispiele, die sich durch eine breite Medienöffentlichkeit auszeichnen, bestätigen sie auch. Die Kirche besetzt in der Außendarstellung eher die konservativ-traditionelle „rechte“ Seite des Grabens. Zudem verengt sich die Kirche auf nur wenige Milieus, wie in der Sinus-Studie selbst schlussgefolgert wird. Für diesen Band stellt sich eine noch verschärfte Situation dar. Die jungen Menschen, das zeigt der Beitrag von Hans Hobelsberger, gehören überwiegend den Milieus an, die in der Abbildung 1 unter den Grundorientierungen „B“ und „C“ zu finden sind. Die konservativ-traditionellen Milieus der Grundorientierung „A“ werden demnach kleiner, junge Menschen befinden sich in ihnen kaum. Kurz: Die Katholische Kirche spricht die jugendlichen Milieus nicht an.⁵

Mit diesem Beitrag will ich bei dem inzwischen bekannten soziologischen Befund nicht stehen bleiben, zumal Hans Hobelsberger in seinem Beitrag einen näheren soziologischen Blick auf die Situation Jugendlicher in der deutschen Gesellschaft wirft. Ich will nach dem philosophischen Hintergrund der beiden Weltbilder fragen, die sich auf der „rechten“ und der „linken“ Grabenseite zeigen. Ich lege den folgenden Ausführungen die Hypothese zugrunde, dass Vertreter der rechten Seite ein eher antik-mittelalterliches Weltbild besitzen während die linke Seite eher durch ein (post-)modernes Weltbild gekennzeichnet ist.

Diese scharfe Trennung verkürzt. Weder kann ohne Weiteres ein über die Jahrhunderte kontinuierliches Weltbild dargestellt noch können ganze Menschengruppen ohne Weiteres einem Weltbild zugeordnet werden. Ich hoffe dennoch, mit meiner Zweiteilung eine *Verstehenshilfe* für manche aktuelle innerkirchliche Auseinandersetzungen zu bieten – und Verständnis zu schaffen. Es geht mir gerade nicht darum, die Weltbilder gegeneinander auszuspielen. Mit der Bewertung von Weltbildern sollte überhaupt sehr vorsichtig umgegangen werden. Sondern es geht mir darum, eine Brücke über den Graben anzubieten, indem ich Verständnis für die jeweils andere Seite wecke. Ich werde mich dazu im Folgenden auf zwei Eckpfeiler, bei denen sich die beiden Weltbilder unterscheiden, beschränken.

5 Vgl. Abbildung 1 im Beitrag von Hans Hobelsberger auf S. 13; vgl. Carsten Wippermann/Marc Calmbach: Wie ticken Jugendliche? (U27-Studie, hg. von BDKJ und Misereor), Düsseldorf 2008.

2. Philosophische Grundlage der Weltbilder

Ein typisches Merkmal antik-mittelalterlichen Denkens ist die duale Aufteilung des Menschen in seinen Körper und seinen Geist.⁶ Mitgedacht wird dabei fast immer die Höherwertigkeit des Geistes bzw. der Seele. Der antike Philosoph Platon geht von der Unsterblichkeit der Seele aus. Die Seele sieht vorgeburtlich in einer mystischen Schau das Wesen der Dinge und existiert nach dem Tod vom Körper befreit im Jenseits weiter. Der Körper hält die Seele hier in dieser Welt gefangen, in einer bestimmten Situation spricht Platon sogar davon, dass der Körper zum Grab der Seele geworden ist. Wahre Erkenntnis gewinnen wir deshalb nicht über unseren Körper, sondern indem die Seele sich vom Irdischen frei macht.

Der in der späten Antike populäre Neuplatonismus entwickelt ein noch drastischeres Weltbild, nach dem das Göttliche reines Geistprinzip sei und jede Form von Körperlichkeit daher vom Göttlichen entferne. Reine Geistwesen wie Engel wären daher nahe bei Gott anzusiedeln, der unbelebte Stein wäre weit entfernt und der Mensch, der aus Körper und Geist besteht, in der Mitte. Diese dualistischen Vorstellungen werden in der Spät-

6 Die Gegenüberstellung antik-mittelalterlichen und (post-)modernen Denkens kann zumindest implizit an einigen Stellen aktueller philosophischer Literatur ausgemacht werden. Explizit betreibt sie – allerdings in einseitig argumentierender Weise – etwa Richard Rorty (Richard Rorty: *Der Spiegel der Natur. Eine Kritik der Philosophie*, übers. v. Michael Gebauer, Frankfurt 1981). Eine neutrale und zudem kompakte Darstellung des antik-mittelalterlichen Weltbildes findet sich etwa bei Richard Heinzmann (Richard Heinzmann: *Philosophie des Mittelalters*, Stuttgart 1982, insb. 15–27). Die Metaebene, auf der der Wechsel von Weltbildern auf wissenschaftstheoretische Weise beschrieben wird, nimmt in klassischer Form Thomas S. Kuhn ein (Thomas S. Kuhn: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, übers. v. Hermann Vetter, Frankfurt 1973). Auch einige Theologen beziehen sich auf die Entwicklung von Weltbildern. Analoge Gedanken für die evangelische Seite legt etwa Nancey Murphey vor (Nancey Murphy: *Beyond Liberalism and Fundamentalism. How Modern and Postmodern Philosophy Set the Theological Agenda*, USA-Harrisburg 2007). Auch Hans Küngs Einteilung der Geschichte von Religionen in Paradigmen hat eine ähnliche Stoßrichtung. Erwähnenswert ist darüber hinaus der Versuch des Philosophen Gianni Vattimos, die christliche Botschaft mit dem postmodernen Weltbild zu vereinen (Gianni Vattimo: *Glauben – Philosophieren*, übers. v. Christiane Schultz, Stuttgart 1997).

antike von Augustinus christianisiert. Sein berühmter Aufruf „in te ipsum redi“ besagt, dass wir in unserer Seele nach Gott und damit nach der Wahrheit suchen sollen, nicht in der Körperlichkeit der Welt.

Dieses dualistische Denken wird – nicht zuletzt dank Augustinus – in das Mittelalter transportiert. Dass Thomas von Aquin, wie mitunter behauptet, dieses dualistische Denken überwunden habe, muss zurückgewiesen werden. Auch bei Thomas hat das Formprinzip (die Seele) einen eindeutigen Mehrwert gegenüber dem Materialprinzip (dem Körper).

Der Körper-Geist-Dualismus ermöglicht es, dem Menschen einen eindeutigen und klar trennenden Mehrwert zuzugestehen.

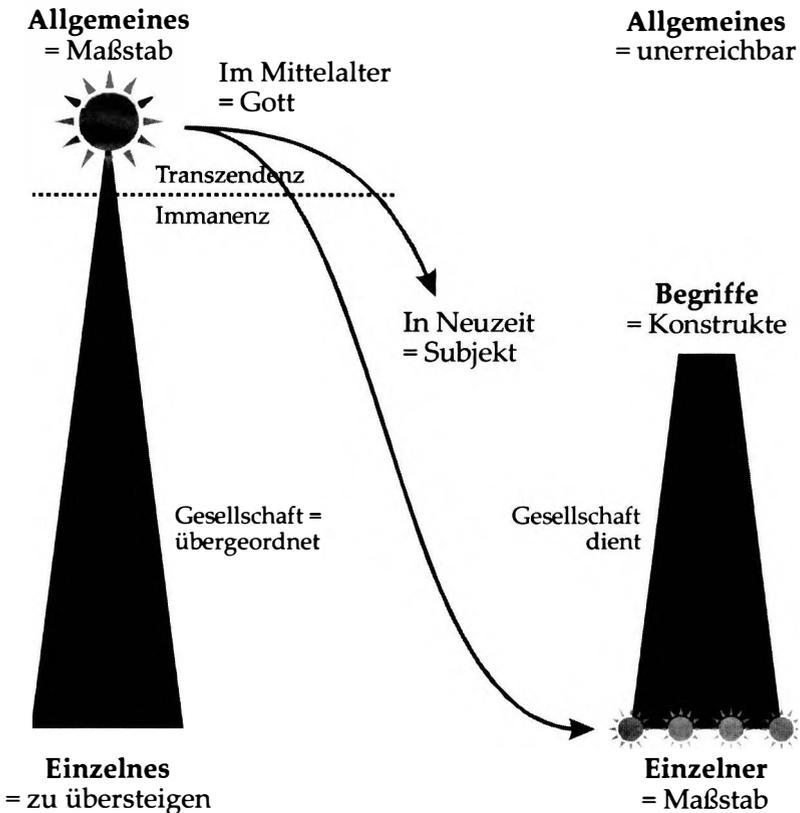


Abbildung 2: Der Wandel im Wahrheitsverständnis vom antik-mittelalterlichen (links) zum (post-)modernen (rechts) Weltbild

Da er beseelt ist, kommt ihm – und nur ihm – die Menschenwürde zu. Der Akt der Beseelung wird von christlichen Denkern Gott zugeschrieben, der ihn zu einem bestimmten Zeitpunkt durchführt, etwa ganz zu Beginn bei der Verschmelzung von Spermium und Eizelle. Dies erklärt die absolute Ablehnung von Abtreibung. Auch ein Fötus ist in dieser Vorstellung ein vollwertiger Mensch, da er bereits von Gott beseelt ist. In der Tat führt der Dualismus zu einer radikalen Wertschätzung menschlichen Lebens, allerdings nur als Geistwesen. Er führt nämlich auch zu einer Abwertung der Körperlichkeit des Menschen. Beides lässt sich an vielen kirchlichen Dokumenten von vatikanischer Seite demonstrieren. Das unbedingte Eintreten für die Menschenwürde findet so ihre philosophische Herkunft wie auch etwa die beständige Problematisierung der menschlichen Sexualität bis hin zur Ablehnung von Kondomen.

Der (post-)moderne Mensch hat ein bereits im Ansatz anderes Denken. Anstelle von scharfen Trennungen sieht er ineinander übergehende Graubereiche. Er fragt sich etwa, ob der Mensch so klar vom Tier unterschieden werden kann. Er sieht eine enge Verbindung von Körper und Geist, von Gehirn und Bewusstsein. Damit kann er den Menschen ganzheitlicher betrachten und wertet seine Körperlichkeit auf; gleichzeitig fällt es ihm tatsächlich schwerer, die Menschenwürde zu begründen. Dies zeigt sich auch in aktuellen wissenschaftlichen Publikationen: Vertreter des antik-mittelalterlichen Weltbildes können geradezu unbekümmert den Personbegriff benutzen, weil bei ihnen der Mensch durch die von Gott verliehene Seele klar definiert ist. Postmoderne Autoren müssen erst klären, was den Menschen überhaupt besonders macht.

Ich werde nun noch einen zweiten und noch wesentlicheren Unterschied der Weltbilder kurz darstellen. Das philosophische Denken in der Antike und im Mittelalter ist von dem Streben nach der einen absoluten Wahrheit beseelt (Abbildung 2). Der Blick des Denkers geht weg vom Konkreten hin zum Allgemeinen, zu Letztprinzipien, zum Wahren und Schönen. Der Verweis auf Platons Sonnengleichnis oder die gerade dargestellte neuplatonische Emanationslehre mag an dieser Stelle genügen. Die Sonne der Wahrheit beleuchtet alles und gilt es, selbst zu erreichen. Das erklärt auch, warum in der Antike dem Einzelnen das allgemeine Schicksal und auch die Gesellschaft übergeordnet werden. Das könnte auch einen Hinweis darauf geben, warum Sokrates den Schierlingsbecher trinkt: Er hatte ein eindeutig unge-

rechtes Urteil erfahren und akzeptiert dennoch das Todesurteil. Er fügt sich gegen seine vitalsten Bedürfnisse dem System ein, weil er sein Einzelschicksal der Wahrheit, der Gesamtgesellschaft und der göttlichen Fügung unterordnet.

Eine große Leistung der christlichen Antike war es, dieses Denken integrieren zu können, indem die Transzendenzvorstellung Gottes mit dem philosophischen Letztprinzip verbunden wurde. Damit erhält das Wahre, Schöne und Gute jedoch einen innerweltlich nicht zu erreichenden, jenseitigen Status. Die Moderne wird so vorbereitet.

Der nächste, gravierendere Schritt wird in der Neuzeit vollzogen. Die Blickrichtung drehte sich komplett um: Mit René Descartes kam das Subjekt in das Zentrum der Betrachtung. Es wird nicht mehr nach der einen Sonne gesucht, die über allem steht. Licht ist demnach immer Eigenlicht, wir sind alle unsere eigenen kleinen Sonnen, die die Welt aus ihrer je eigenen Perspektive wahrnehmen müssen. Die objektive Wahrheit, das lehrte Kant, kann der Mensch prinzipbedingt nicht finden. Selbst objektiv erscheinende Phänomene wie die Mathematik sind subjektiv, schließlich besteht die Mathematik aus nichts anderem als aus von Menschen gesetzten Axiomen und den daraus gewonnenen Ableitungen. Dass letztlich innerhalb der Welt alles relativ sei, ist heute gängige Überzeugung. Wenn wir daher unser konkretes, geschichtliches Dasein übersteigen, dann bilden wir menschliche Konstrukte. Diese haben selbstverständlich ihren Wert – jede Wissenschaft, jedes Denken, jede Kommunikation benötigt sie. Aber sie sind menschliche Bildungen, denen kein vom Menschen unabhängiger Status (wie etwa Platons Ideen) zukommt. Das Allgemeine selbst bleibt unerreichbar. Die Gesellschaft bekommt in diesem Modell eine dienende Funktion. Einem ungerechten Urteil im sokratischen Ausmaß würden wir uns nicht beugen, unsere Verfassung sieht sogar den gewaltsamen Widerstand gegen augenscheinliches systembedingtes Unrecht vor – das wird wehrhafte Demokratie genannt. Beamten sehen wir nicht als unsere Vorgesetzten, sondern als von unserem Steuergeld bezahlte Dienstleister.

3. Ein Beispiel: Die Enzyklika Fides et ratio

Meine These, dass die traditionellen Milieus der Sinus-Studie eher dem antik-mittelalterlichen Denken angehören und die anderen Milieus eher dem (post-)modernen Denken, ließe sich an Hand

eines Vergleiches der Werte erhärten. Das Sicherheitsstreben des Traditionsverwurzelten passt zum Wunsch einer ein für allemal festen, objektiven Wahrheit; der Wunsch nach Selbstbestimmung der Postmateriellen wiederum entspricht dem modernen Subjekt-Denken.

Ich werde an dieser Stelle jedoch einen anderen Vergleich heranziehen: Ich will meine Weltbildtheorie an Hand der Enzyklika *Fides et ratio* von 1998 überprüfen, die vom damaligen Papst Johannes Paul II. unterzeichnet wurde.⁷ Es geht hier vielleicht um ein wenig spannendes, dafür aber umso grundlegenderes Thema: die Verhältnisbestimmung von Glauben und Vernunft. Meine Vermutung, dass dieser höchstamtliche Text der Katholischen Kirche eher im Geist des antik-mittelalterlichen Weltbildes verfasst ist, wird bereits äußerlich dadurch bestärkt, dass in der Gliederung mittelalterliche Meister (Thomas von Aquin) und Zitate (Anselm von Canterbury) vorherrschen.

Bereits die ersten Sätze der Einleitung zeigen das Anliegen der Enzyklika: Es geht um „die Wahrheit“ (5), sogar um die „letzte Wahrheit über das Dasein“ (7) und um dabei bereits erreichte „Gewißheiten“ (6). Die Konzentration auf das Thema Wahrheit erweist den Text bereits als Kind antik-mittelalterlichen Denkens, nicht weil der (post-)moderne Mensch nichts mehr mit der Wahrheitssuche anfangen könnte, sondern weil er wesentlich vorsichtiger formulieren würde. Er würde eine Trennung nicht vornehmen, die sich in der Enzyklika findet (8): die zwischen geschichtlicher Erscheinungsform von etwas und einem davon unabhängigen Wesenskern. Das ist exakt das platonische Denken, das dem Allgemeinen den Vorzug vor dem Konkreten gibt. (Post-)Moderne würde diese Trennung aufgeben: Es gibt demnach *innerhalb* dieser Welt keine ungeschichtliche, überzeitliche Wahrheit. Es ist deshalb nicht möglich, einen unveränderlichen Kern von einer konkreten zeitlichen Erscheinungsweise zu trennen. Das betrifft etwa das Missionsverständnis: Es ist demnach nicht möglich, von einem ewig gleichen Kern der christlichen Botschaft zu sprechen, der nur jeweils speziellen kulturellen Bedürfnissen angepasst wird. Jede Inkulturation des Christentums verändert auch seinen Inhalt.

7 Papst Johannes Paul II.: Enzyklika *Fides et ratio* über das Verhältnis von Glaube und Vernunft [Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls; 135], Bonn 1998.

Philosophisch gibt es für diese Gedankengänge gute Argumente, in vielen Feldern (auch innerhalb der Theologie) werden sie daher weitgehend akzeptiert. Sie bringen nur eine große Gefahr mit sich, die von Vertretern des antik-mittelalterlichen Denkens formuliert wird und sich daher auch in der Enzyklika findet (9): Wer ablehnt, in der Welt eine zeitlose ewige Wahrheit zu besitzen, der muss nach innerweltlichen Kriterien entscheiden. Es stellt sich dann die Frage, ob diese innerweltlichen Kriterien von Gott stammen oder nur menschliche Konstrukte darstellen. Der Vorwurf lautet, der Mensch würde sich nicht nach etwas Höherem ausrichten, sondern sich egoistisch selbst zelebrieren. Dass die heutige Gesellschaft in der Tat unter den vielerorts vorherrschenden Egoismen leidet, die sich in vielerlei Gestalt zeigen, gibt diesem Vorwurf seine empirische Berechtigung.

Die Herausforderung für (post-)moderne Menschen liegt darin, sich selbst ein Wertefundament zu suchen. Im antik-mittelalterlichen Denken wird das abgenommen, da Werte von Gott abgeleitet und tradiert werden. Der (post-)moderne Mensch wird hierin jedoch eine Bevormundung bis hin zur Willkür entdecken. Er wird fragen, wer bestimmt, welche Werte göttlichen Ursprungs sind. Wir sind damit in einer tiefgehenden und entsprechend emotional geführten Debatte.⁸ Sollen die kirchlichen Strukturen hierarchisch sein, weil sie die von oben gegebene Wahrheit verkünden? Oder müssten sie demokratisch funktionieren, da jede Begründung von Autorität und von Werten beim einzelnen Mensch ansetzen muss? Führt Demokratie zur Beliebigkeit? Oder beinhaltet die Hierarchie Willkür? Gibt es so etwas wie ein unveränderliches göttliches Recht, das im kirchlichen Rechtsbuch, dem Codex Iuris Canonici, wiedergegeben wird und daher auch nicht kritisierbar und verhandelbar ist?

Mit diesen Überlegungen wird deutlich, dass in der fürchterlich theoretisch anmutenden Frage nach dem Wahrheitsverständnis ungeheure Aktualität und die Wurzel für zahlreiche innerkirchliche Auseinandersetzungen liegt.

8 Diese Debatte mit der im Text vorgenommenen Gegenüberstellung der zwei Weltbilder wird von Simon Blackburn auf erkenntnistheoretischer Ebene mittels der Etikette „Absolutisten“ und „Relativisten“ geführt (Simon Blackburn: Wahrheit. Ein Wegweiser für Skeptiker, übers. v. Andreas Hetzel, Darmstadt 2005). Blackburn versucht ebenso eine Vermittlung zwischen den beiden Seiten, ergreift aber letztlich die (post-)moderne Seite.

Mit dem unterschiedlichen Wahrheitsverständnis geht auch ein unterschiedlicher Offenbarungsbegriff einher, wie die Enzyklika in Kapitel I darlegt. Darin werden das Erste und das Zweite Vatikanische Konzil gegenübergestellt. Höchst spannend erscheint mir, dass diese beiden Konzilien genau die beiden Offenbarungsbegriffe entwickelt und ausgeführt haben, die den beiden Weltbildern entsprechen.

Das *Erste Vatikanum* (1869–70) betont den Unterschied zwischen der innerweltlichen Wahrheit, die wir mittels der Vernunft erreichen können, und der überweltlichen Wahrheit, die wir nur im Glauben dank der Offenbarung Gottes annehmen können. Diese strikte Zweiteilung beinhaltet, dass Offenbarung ein übervernünftiges Geschehen ist. Offenbarungsinhalte wie die Trinität oder die Menschwerdung Gottes können mit der Vernunft nicht erfasst werden. Glaube meint daher Gehorsam. Die Aufgabe der Kirche ist es, die geoffenbarten Inhalte nicht zu diskutieren, sondern schlicht weiterzugeben. Nur so wird sichergestellt, dass die eine Wahrheit unverfälscht tradiert wird. Das Erste Vatikanum legt so einen konsequenten Offenbarungsbegriff antikeitmittelalterlichen Denkens vor.

Das *Zweite Vatikanum* (1962–65) betont dagegen die Geschichtlichkeit von Offenbarung. Offenbarung, das liegt in der Logik dieser Argumentation, geschieht immer vermittelt in einer für den Menschen verstehbaren Form. Offenbarung behält so ihren göttlichen Ursprung, muss jedoch von jedem einzelnen Menschen selbst erfahren und mit seinen beschränkten Verstandesfähigkeiten zu begreifen versucht werden. Der Sinn von Kirche liegt darin, dem Einzelnen genau dazu zu befähigen, indem in Sakramenten die religiöse Erfahrung ermöglicht wird und mittels Bildungsarbeit im weitesten Sinne das Verstehen befördert wird.

Die Gegenüberstellung der Konzilien funktioniert, weil sie denktypisch für die beiden Weltbilder stehen. Es ist deshalb nicht überraschend, dass die Vertreter der „linken“ Grabenseite der anderen Seite vorwerfen, hinter das Zweite Vatikanum zurück zu wollen. In der Enzyklika werden die beiden Konzilien jedoch als gegenseitige Ergänzung behandelt. Genau in diesem Sinne wäre es wünschenswert, dass sich auch die Vertreter der beiden Weltbilder innerhalb der Kirche als Bereicherung ansehen könnten. Dass das nicht so einfach ist, zeigt sich wiederum an der Enzyklika. Das Zweite Vatikanum kann dort deshalb als Ergänzung angesehen werden, weil es in den Gesamtduktus des Dokuments eingepasst wird.

Dass dieser im antik-mittelalterlichen Denken bleibt, zeigt sich auch in dem berühmten, bereits im Grußwort der Enzyklika vorgelegten Bild von den zwei Flügeln des Glaubens und der Vernunft, die der menschliche Geist benötige, um sich erheben zu können. Dieses Bild spielt auf die bereits kurz dargestellte doppelte Erkenntnisordnung des Ersten Vatikanums an. Glaube und Vernunft hätten demnach zwei unterschiedliche Erkenntnisgegenstände und wären zwei unterschiedliche Erkenntniswege. Die (post-)moderne Philosophie geht dagegen davon aus, dass diese Trennung nicht gelingt. Jeder Satz, jedes Naturgesetz, selbst jedes Wort wäre demnach nur verstehbar, weil es in einem Setting von Überzeugungen und Voraussetzungen steht. Jedem Wissen, das ist eine Pointe der (Post-)Moderne, ist Glaube inhärent. Umgekehrt ist die Vernunft eine Disposition, mit der an alles – also auch den Glauben – herangetreten werden kann. Glaube und Vernunft sind deshalb keine zwei unterschiedlichen Erkenntniswege, sondern miteinander mal mehr und mal weniger verwoben. Es gibt vernünftigen und unvernünftigen Glauben. Und es gibt mehr oder weniger auf Glaubensprämissen bauendes Wissen. Was es aber nicht geben kann, ist Wissen ohne Glauben und Glauben ohne Wissen. Auch hier liegt ein Beispiel vor für das eher dualistische antik-mittelalterliche und das eher zusammenführende (post-)moderne Denken.

4. Das Kirchenverständnis in den Weltbildern

Jedes Weltbild schafft für seine Vertreterinnen und Vertreter einen Deute- und Verstehenshorizont. Damit bestehen jedoch semantische Brüche, die die Sinusstudie auf soziologischer Ebene und die philosophische Auseinandersetzung auf inhaltlicher Ebene zeigten.

Die Folge ist zum einen, dass für die verschiedenen Herausforderungen unterschiedliche Konzepte vorgelegt werden. Dies dokumentiert auch dieser Band: Wenn Martin Lechner in seinem Beitrag auf Seite 103 von zwei unterschiedlichen Strategien spricht, wie etwa im Religionsunterricht mit der Religiosität Jugendlicher umgegangen werden kann, dann können – bei großzügiger Betrachtung – durchaus auch die verschiedenen Weltbilder im Hintergrund gesehen werden. Demnach würde die eine Strategie, der es mehr um die Vermittlung des bestehenden Glaubenssystems (von Inhalten wie Praktiken) geht, eher auf der antik-mittelalterlichen Seite stehen, während die andere, die stär-

ker die Förderung des individuellen Glaubensempfindens im Fokus hat, eher auf der Seite des (post-)modernen Denkens anzusiedeln ist.

Die andere, dramatischere Folge besteht im gegenseitigen Unverständnis. Ich möchte das an einem Beispiel zeigen: dem Dienst. Abbildung 3 überträgt die Darstellung in Abbildung 2 auf das Kirchenverständnis. Hier lassen sich die verschiedenen Sorgen und Wünsche der beiden Weltbilder ablesen, die ich in meinen Ausführungen problematisiert habe.

Vertreter (post-)modernen Denkens (in der Grafik rechts) werden unter Dienst verstehen, dass die Kirche und ihre einzelnen Vertreter dem Einzelnen dienen. Die Kirche ist um des Einzelnen willen da, werden sie betonen. Anstelle von allgemeinen Dog-

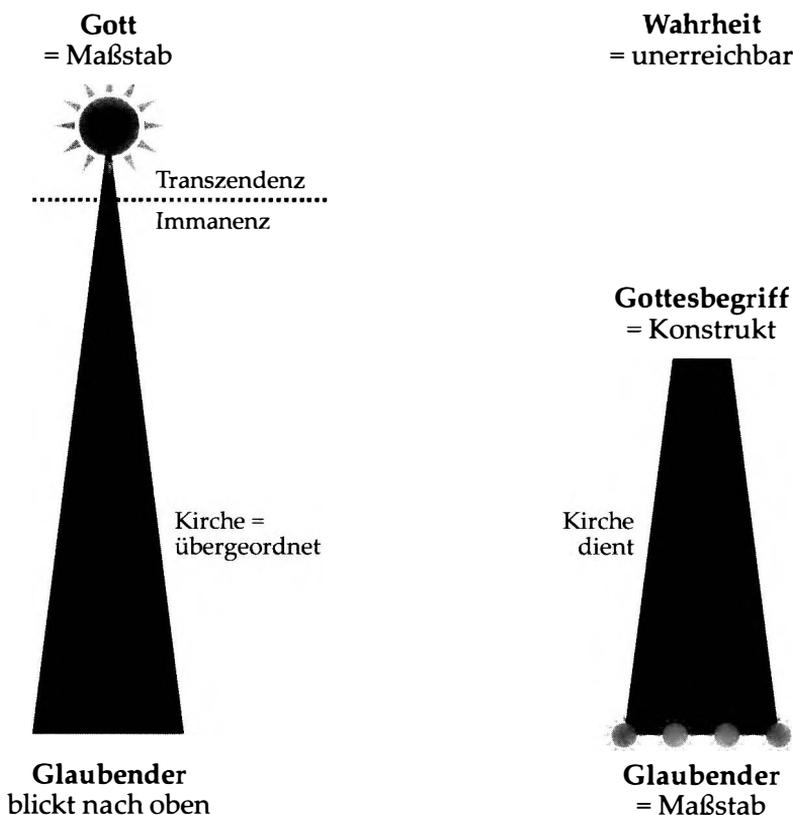


Abbildung 3: Die Weltbilder aus Abbildung 2 und ihr Kirchenbild

men werden sie soziale Arbeit hochschätzen. Vertreter des antik-mittelalterlichen Denkens (im Bild links) denken jedoch in genau die umgekehrte Richtung mit Blick nicht zum Einzelnen, sondern zu Gott. Dienst meint hier insbesondere den Dienst an der Wahrheit, Gottesdienst. Vornehmste Aufgabe eines Bischofs ist es deshalb, den einen Glauben zu vertreten. Die Kirche ist um der Wahrheit willen da, lautet hier die Kurzformel. Die Verständnisprobleme sind vorprogrammiert – und leider innerhalb der Katholischen Kirche beständig zu erleben.